

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal
(Fortsetzung.)

Der Viscount trat als erster auf sie zu und half seiner Schwägerin vom Begleitersitz.

Marianne taumelte ein wenig. Ihr ward schwindlig, als sie wieder festen Boden unter den Füßen spürte. Aber glückstrahlend reichte sie Longford die Hand.

„Vielen, vielen Dank von ganzem Herzen! Es war wunderbar!“

Der junge Offizier verbeugte sich höflich.

Auch Atterley und Lady Edith waren zugegen.

Der Viscount schlug vor, in der nahen Kantine eine kleine Erfrischung zu nehmen. Man habe das Flugzeug übrigens trotz des Dunstes recht gut mit dem Glas verfolgen können.

„Ich darf mich wohl verabschieden?“ fragte Longford. „Ich habe stets nach dem Flug noch ein paar Kleinigkeiten zu besorgen. Ich beschaue mir meistens den Motor und den Kühler noch ein bißchen. Man lernt dabei manches für den Flug selbst, wenn man zu beobachten versteht.“

Marianne äußerte die Absicht, ihm doch erst Toppe und Kappe zurückgeben zu wollen, und so ging man gemeinsam nach dem Schuppenvorraum.

Dabei nahm der Viscount den Hauptmann beiseite. Inzwischen ist hier eine Stillschiffung mit den Nachmittagsblättern eingelaufen. Denken Sie, ein ganzer Mannschafts- und Munitionstransport ist bei Kap Matapan in Griechenland von deutschen Unterseebooten versenkt worden.“

„Unmöglich! Unerhör!“ entrüstete sich Longford. „Ist die Nachricht amtlich bekanntgegeben?“

„Das nicht. Aber deutsche und neutrale Blätter brachten sie schon vor zwei Tagen, und jetzt hat der Zensur sie auch bei uns passieren lassen. Wir haben, wenn mich nicht alles täuscht, eine Schlacht verloren, ehe sie geschlagen wurde. Die Meldung ist sehr vorsichtig gefaßt. Allein mit ziemlicher Sicherheit konnte ich daraus entnehmen, daß wir mindestens ein kriegsstarres Infanterieregiment, mindestens die Artillerie zweier Regimenter und mindestens die gesamte Munition für eine Division verloren haben. Auch wird angeblich der Divisionär, Generalleutnant . . . ja, wie hieß er doch gleich? Der Name ist mir entfallen . . . tut auch nichts zur Sache . . . mit seinem ganzen Stabe vernicht. Die Truppen waren für Saloniki bestimmt.“

Longford sah plötzlich, wie zwei brennende Augen auf ihn ruhten. Er wandte sich wie unter einer unangenehmen Empfindung und kreuzte den Blick mit Lady Edith. Aber ganz ruhig sagte er:

„Das ist doch ungeheuerlich! Mir übrigens unverständlich, wie derlei geschehen kann! Lassen wir dem trotz all

der schlimmen Erfahrungen unsere Transporte ohne Begleiterschiffe fahren? Können wir denn nicht Torpedoboote zur Bedeckung in ausreichender Anzahl begeben?“

Er schüttelte den Kopf.

Der Viscount wurde von der Gruppe, die vorausschritt, angerufen, und Longford wandte sich zu Edith und Atterley, die ihm nachfolgten.

„Auf ein Wort mit Ihnen, Captain!“

Edith nickte dem kurzernannten Hilfszensor zu, und dieser entfernte sich, den Hinterrücken.

„Ich stehe zu Diensten, Mylady.“

Sie haben sich merkwürdig schnell über den Korb getröstet, den ich Ihnen verabschiedete. Haben Sie bei dem deutschen Freisräulein, die ja, nachdem nun Kurland deutsch geworden ist, so halb und halb Ihre Landsmännin ist, mehr Glück?“

Longford lächelte.

„Mylady stellen verständliche Fragen.“

„Ich beginne, allmählich zu glauben, daß Ihre ganze angebliche Zuneigung zu mir eine nichtswürdige Heuchelei war, mein Herr.“

„Selbst wenn dem so wäre.“ erwiderte er verbindlich, „so wählte ich nicht, inwiefern dies Mylady kränken könnte, nachdem doch Mylady meinen Antrag zurückgewiesen.“

Im gleichen Augenblick fühlte er, wie ungeschickt diese Antwort war. Er hätte klüger getan, den Beleidigten weiter zu spielen.

„Ich bemerke leider abermals, daß Sie kein Gentleman sind! Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, als ich Ihnen die Abgabe erteilte. Sie haben mir eine Falle stellen wollen, als Sie Liebe zu mir heuchelten.“

„Mylady wissen wohl selbst, daß man Gefühle, wie ich sie in jener unvergeßlichen Stunde zum Ausdruck brachte, schwerlich heucheln kann. Im übrigen haben Mylady ja Denkfreiheit, wie ich schon einmal an dieser Stelle zu betonen Gelegenheit nahm.“

Da trat sie ganz dicht an ihn heran und zählte ihm ins Gesicht:

„Nun, freut Sie Ihr Werk?! Kap Matapan!“

Für einen Augenblick geriet er außer Fassung. Whyte sie? Wußte sie gar? Aber das war ja unmöglich. Und mit dem gewohnten Tone weltmännischer Höflichkeit ver setzte er:

„Mylady überschätzen meine Fähigkeiten ganz bedeutend. Das Werk bei Kap Matapan haben bekanntlich deutsche Unterseeboote verrichtet.“

„Wie klug Sie sind!“ höhnte sie. „Darf ich vielleicht noch eine zweite verständliche Frage an Sie richten: — Wer hat den deutschen Unterseebooten den Weg gewiesen?“

„Mylady!“ in seiner Stimme Klang verhaltener Bohn. „Ich muß Sie doch sehr bitten, diesen Verdacht nun nicht mehr in meiner Gegenwart zu äußern.“

Sie lachte auf.

„Und wenn ich weiter gehe und jetzt vor allen Au-

wesenden erkläre: Da steht der Mann, der den deutschen Unterseebooten den Weg nach Kap Matapan gewiesen und uns den Verlust einer ganzen Division zugestigt hat!?"

Fast heiter erwiderte er:

„Das läme auf den Versuch an. Vermutlich wird man Sie auslachen, Mhlady.“

„Und wenn ich an den Richter schreibe?“ forschte sie weiter.

„Dann wird das Ende vom Liede sein, daß Sie sich vorm Friedensrichter wegen Beleidigung eines ehrenwerten Offiziers zu verantworten haben werden.“

„Ich werde also an den Minister selbst schreiben müssen.“

„Ich stelle anheim,“ sagte er kurz und legte die Finger der Rechten grüßend an den Fliegerhelm. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht. Wie eine Bildsäule aus Erz stand er da.

Sie verließ ihn, ohne den Blick nach ihm zu wenden. Atterley trat auf ihn zu.

„Diese Auseinandersetzung scheint keinen friedlichen Abschluß gefunden zu haben,“ sagte er lauernd. „Nehmen Sie mir meine Neugierde nicht übel! Aber ich kann von diesem dämonischen Weib nicht loskommen.“

„Das ist sehr schade um Sie,“ erwiderte Bongford gelassen.

In diesem Augenblick ging ein älterer Herr mit einem großen Schlapphut an ihnen vorüber. Atterley zuckte zusammen.

„Haben Sie den Kerl gesehen?“

„Den? Den Herrn, der eben vorbeiging? Den sah ich schon häufig hier. Er scheint gern am Flugplatz zu weilen.“

„Das ist der Lump!“ preßte der andere zwischen den Zähnen hervor.

Der Hauptmann runzelte die Stirn.

„Wollen Sie mir nicht den Gefallen tun und sich einer gefitteten Redeweise befleißigen?“

„Gern! Gern!“ pflichtete der andere bei. „Aber erinnern Sie sich denn nicht mehr unseres Wends im Literaturklub, als Sie mich von meinem Begräbnis zurückhielten? Wissen Sie nicht mehr, daß ich Ihnen von allen meinen Gegnern einen als den niederträchtigsten Verleumder, als einen wirklichen Lumpen schilderte, den Advokaten Burnham, den Sachwalter der „Labour Post“ — das ist er! Ich wünsche keinem Menschen etwas Schlechtes. Aber wenn diesen Wirren, dessen Gewerbe die Verleumdung, dessen Lebenszweck die Gemeinheit ist, heute der Schlag träfe, so wäre die Erde unspödiich von einem ihrer gefährlichsten Insekten befreit, und für mich und nicht wenige andere hätte das Leben dadurch entschieden an Vorzug gewonnen. Versuchter Hund!“ knurrte er hinter dem im Dämmer verschwindenden Advokaten drein.

Bongford schlug einen heiteren Ton an.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Wollen Sie mich dem Herrn nicht vorstellen?“

Atterley hielt den Mund vor Staunen offen.

„Ich . . . Sie . . . Kaptn, Sie dürfen viel von mir verlangen. Ich weiß, daß ich Ihnen zu Dank verbunden bin; denn Sie haben mir ganz uneigennützig einen Dienst erwiesen, der mich von viel schlimmen Sorgen erlöst hat. . . Aber das . . . nein, nein, das dürfen Sie nicht von mir fordern!“

Der junge Offizier bejaugte ihn wieder.

„Nun, nun, es war ja nicht so schlimm gemeint. Ich könnte nämlich den Herrn ganz gut gebrauchen. . . in einer bestimmten Sache. Er könnte in einer Erbschaftsangelegenheit für mich Ermittlungen anstellen. Er scheint mir der rechte Mann zu sein. Ein vornehmer Advokat würde den Auftrag vielleicht nicht annehmen oder nach kurzer Prüfung wegen Aussichtslosigkeit oder aus andern Gründen niederlegen. Er scheint mir, wenigstens nach Ihrer Schilderung, von irgendwelchen Strapazen nicht geplagt zu sein. — Entschuldigen Sie mich bitte bei den anderen Herrschaften! Sagen Sie, ich sei plötzlich abgerufen worden!“

Und er stapfte eilends hinter dem Advokaten drein.

Trotz seines noch immer nicht ausgeheilten Beines holte er das Mädchen bald ein.

Burnham war ein Mann von reichlich fünfzig Jahren. Er bot eigentlich eine lächerliche Figur. Er hatte einen großen Kopf, der auf einem viel zu kleinen Leibe saß. Seine etwas nach außen gekrümmten Beine gingen nicht, sie

watschelten nach Gntenart. Von ferne sah es fast aus, als wollte ein aufrechtstehendes Käß über den Boden dahin. Sein Ausdruck verriet Witz und Verschlagenheit. Aber sein Gesicht war mißfarben und wies grobe, verschwommene Züge auf; in der Mitte saß eine kloßige Nase gleich einer Birne.

„Ich rebete Bongford an. Er stellte sich vor.“

Der andere nannte ebenfalls seinen Namen.

„Ich sehe Sie täglich hier. Sie sind wohl ein Freund des Klugsports?“

„Nun, man interessiert sich,“ gab der berüchtigte Anwalt zur Antwort. „Meine Praxis läßt mir jetzt genügend Zeit dazu.“

„Ja, ich hörte schon,“ leitete Bongford über, „Sie sind Advokat.“

„Hat Ihnen gewiß der Herr erzählt, der gerade bei Ihnen stand. . . Guter Freund von mir, der Herr Atterley. . . Im Vertrauen: hat er sehr geschimpft?“

„Sie sind wohl sein Gegner in einem Prozeß?“ fragte Bongford ablenkend.

Burnham wieherte.

„In einem Prozeß ist gut. Wird wohl bald ein halbes Dugend sein. . . Angenehmer Zeitgenosse, der Herr Atterley.“

Bongford dachte, das Gespräch mit dem widerwärtigen Menschen möglichst abzukürzen.

„Ich habe nämlich auch so eine knifflige Sache.“

„Knifflige Sache?“ unterbrach der Anwalt. „Sind Sie an den rechten Mann gekommen. Nun, was haben Sie denn Schönes? Lassen Sie hören! Hier ist zwar meine Kanzlei nicht, sondern der Flugplatz. Aber Sie haben Zeit, und ich habe Zeit. Also verschlägt es uns beiden nichts. Schießen Sie los!“

Bongford lachte lautlos in sich hinein.

„Ich will Sie nicht lange stören. . . Eine holländische Dame, Jffe Drooy, der ich sehr verbunden bin, weil sie und ihre Angehörigen mich in Rotterdam herzlich gepflegten, verlor hier in London vor drei Jahren ihren unverehelichten Dunkel, Walter Drooy. Der alte Herr muß aber sein Geld sehr verzettelt angelegt haben. Es ist sehr schwer, dem Nachlaß, dessen alleinige Erbin Fräulein Jffe Drooy ist, auf die Spur zu kommen. Ein paar kleine Posten habe ich entdeckt; aber bei weitem nicht alles. Und ich habe der Dame versprochen, Nachforschungen anzustellen. — Wäre es möglich, daß Sie sich der Sache annähmen und Ermittlungen pflegten?“

„Nun, warum nicht? Mit dem größten Vergnügen selbstverständlich! Ich habe mir schon ein paar kleine Vormerklungen gemacht. Wenn was rauszuholen ist, hol ich's Ihnen und dem Fräulein Jffe raus.“

Bongford gab ihm seine Karte.

„Hier mein Name und die Wohnungsangabe. Lassen Sie mich bald weiteres hören! — Guten Abend!“

Und vergnüglich wanderte er, burdy die Zähne pfeifend, zum Schuppen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigarette.

Von Alfred Bratt.

In dem Knattern der Räder, deren bis dahin gleichmäßig pochender Takt plötzlich außer Rand und Band geraten zu sein schien, an dem Rütteln und den jähen Schwankungen des Wagens, an dem Klirren mannigfacher Gleisverzweigungen konnte man erkennen, daß die Strecke sich verbreiterte, daß Quergleise und Weichen sich dem brausenden D-Zug unterstoben. Es war der Grenzpunkt Deutschland—Holland, der die Reisenden aus dem kriegstreibenden Staat in neutrales Gebiet brachte —, mit der Möglichkeit, sich von da weiterhin in einen feindlichen Staat zu begeben.

Die Maschine verlangsamte ihr Tempo, man hörte ihr Schmanben bis zum allerlesten Wagen. Wächterhäuschen schoben sich erst schnell und dann immer langsamer vorbei, in der Dämmerung noch halbblinde Signallaternen in Blau, Rot und Grün sprangen neben den regenfeuchten Schwelken empor und tauchten gleitend wieder im Nebel unter. Ein Wellblechdach senkte sich herab und verdunkelte die Aussicht, der Bahnsteig mit Menschen und Gebälbergen glitt heran — knirschend, unter einer von Glutpunkten durchflatterten Kohlenrauchfahne fuhr der Zug in die Grenzstation ein.

Der übliche Trubel der Aussteigenden war um ein Vielfaches erregter als sonst — denn man befand sich ja an einer Grenze in doppelter Sinne, an einer Grenze zwischen Krieg und Frieden. . . und hinter dem Friedensgebiet lauerte die andere Kriegspartei. Innerhalb verblüffend weniger Minuten war der ganze lange Zug

leer; die Reisenden klapperten mit Schuhen und Handschuhen auf den Bahnschwellen, in ungewisser, nervöser Stimmung, der scharfen Grenzkontrolle und der tausenderlei damit verbundenen, nicht zu vermeidenden Unannehmlichkeiten gedenkend, denen sie sich nun würden unterziehen müssen. Wohin man auch blickte — überall sah man blinkende Uniformhülsen, die Mützen von Beamten, Helme, hier und dort ragte aus dem Gewühl die kalte Stahlspitze eines Bajonnetts empor. Amüsliche Tafeln mit doppelsprachigen Aufschriften, Zettel mit Bekanntmachungen, Wappenzeichen, Stempel, Beschie, Verbote, Aufforderungen . . . „Achtung“, „Revision“, „Passant“, „Gepäckdurchsuchung“, — „Aus- und Anweisesellen“. Ein Grenzbahnhof zur Kriegszeit.

Aus dem letzten Wagen des D-Zuges war ein einzelner Herr ausgesteigen. Er kam aus einer Wagenhälfte, die an Wandung und Türe mit „I. Klasse“ bezeichnet war. Es war ein sehr eleganter Herr in einem geschmeidigen, dünnhäutig raschelnden Regenmantel. Ein hochgewachsener Herr unbestimmten Alters, mit jenen nachlässig-süßeren Bewegungen, die sofort den Geübten, in allen Lagen erfahrenen Reisenden verraten. Viatrafiziert, vornehme energische Gesichtszüge. Er ließ sein Gepäck aus feinstem Ruchtenleder abladen und folgte mit unbekümmert festen, lässig federnden Schritten der Menge, die — bunt-gesprächig und eintigermassen zögernd — der Untersuchungsabteilung zufrönte.

Im Kontrollraum waren alle Laute gedämpft. Unwillkürlich trat man mit Zurückhaltung auf, man unterhielt sich kaum und schob sich von Zeit zu Zeit ein Stück vorwärts, wenn die vorderste Reihe abgefertigt war. Die lauten Stimmen der Beamten und das Rollen von Gepäckkaren hinter einer Türe bildeten hierzu einen merkwürdigen, besonders für nervöse Leute fast akustisch-schmerzhaften Gegensatz.

Der elegante Herr stand unter den Letzten. Unerwartet überhaute er mit von Reifensüßigkeit zwinkernden Augen das Bild ringsum, das ihm im übrigen wenig zu interessieren schien. Wenn gedrängt wurde, schob er sich unmerklich zur Seite, ungeduldige Damen ließ er mit einem Nicken vor. Er gähnte. Augenscheinlich ließ er sich Zeit. Vielleicht dachte er auch, am Schluß rascher abgefertigt zu werden, da der holländische Zug sofort nach Beendigung der Untersuchung fahrplanmäßig abfahren sollte.

Endlich kam auch der Herr im Regenmantel an die Reihe. Als der Beamte aus dem Paß mit Raststimmen seinen Namen vorlas, trat er gleichmütig hervor, ohne dem Bewachungssoldaten besondere Beachtung zu schenken.

Er antwortete auf alle, in üblicher Folge an ihn gestellten Fragen rasch, kurz und korrekt. Skandinavier, in englischen Kolonien gelebt, jetzt an der Spitze eines europäischen Exporthauses in Europa. Geschäfte hier im Lande abgewickelt, Reiseziel: Amsterdam, Geschäftskonferenz und Vertragsabschluss.

Der Beamte nickte dankend und bat, ihm in die Gepäckabteilung zu folgen. Die Koffer waren bereits untersucht, alles in Ordnung. Ihr Inhalt wurde dem Besitzer gezeigt — zur Kenntnisnahme, daß jedes Stück an seinem Platze sei — dann schnappten die überflüssigen Nickelverschlüsse der Schlösser zu. Wieder nickte der Beamte dankend; dann sagte er, kühl, aber äußerst höflich:

„Sie sind Ausländer, mein Herr. Sie verlassen unser Land. Wenn Sie diese Grenze überschritten haben, stehen alle Wege offen. Es tut mir leid, Ihnen Unbequemlichkeiten bereiten zu müssen . . . aber — Sie haben sich der Leibbesuchung zu unterziehen. Hier rechts, diese Türe . . .“

„D, bitte, verstehe vollkommen“, meinte der Herr mit einem klugen weismännischen Nicken, „begreife vollkommen, Krieg ist Krieg . . .“ Und er verschwand hinter der Türe, die der Beamte schloß. Jejn Minuten später trat der Herr wieder in den ersten Raum. Der Beamte übergab ihm die verschiedenen kleinen Gegenstände, die er bei sich getragen, Uhr, Brieftasche usw. Als er ihm das goldene Zigarettenetui reichte, meinte er bedauernd:

„Die Zigaretten müssen Sie aber herausnehmen und hier lassen, mein Herr. Wollen Sie so liebenswürdig sein . . .“, er wies auf die Tischplatte.

„D“, sagte der Herr erstaunt und biß sich ein wenig ungeduldig auf die Lippe, „das ist aber unangenehm. Ich habe dann nichts zum Rauchen bis zur nächsten Stadt.“

„Sie bekommen im Zug so viel Zigaretten, als Sie nur wünschen können.“

„So? Nun ja — aber nicht meine Marke.“

„Das tut mir leid.“

Der Herr runzelte die Stirne und zögerte. Dann meinte er, wieder lächelnd:

„Aber eine darf ich mir doch nehmen, zum sofortigen Gebrauch, nicht wahr?“

„Bitte.“

Der Herr blickte in das noch immer aufgeklappte Etui, zog vorsichtig eine Zigarette heraus und warf die andern auf den Tisch. Dann wollte er sich mit kurzem Grinsen entfernen.

Der Beamte warf unter den Augenbrauen einen raschen Blick auf ihn, trat einen Schritt vor und sagte:

„Verzeihung, Sie müssen die Zigarette hier rauchen.“

„Gut denn, ich zünde sie hier an. So.“ Er warf das brennende Streichholz auf Strich und zertrat es. „Aber jetzt ist's die höchste Zeit . . .“

Zum zweiten Male trat der Beamte vor:

„Sie müssen die Zigarette hier zu Ende rauchen.“
Jetzt verlor der Herr seine Ruhe: Aber ich veräufere ja den Zug!“

Der Beamte zückte die Achseln: „Dann werfen Sie sie fort.“ Der Herr stampfte auf. Er wurde mit einem Male rot vor Zorn. „Zum Donnerwetter, das geht denn doch zu weit . . .!“

Der Beamte ergriff ihn beim Arm. Seine Stimme klang hart und befehlend, als er sagte: „Sie werden die Zigarette hier vor mir zu Ende rauchen, vor meinen Augen, Zug für Zug!“

Der Herr wehrte sich. Er wollte verzichten, das Zeug fortwerfen. Er veräuferte trotzdem den Zug, verflucht noch einmal. Doch nichts half. Soldaten standen an der Türe. Der Beamte starre ihn an. Er mußte, mußte zu Ende rauchen! . . . Als aber die Zigarette zur Hälfte geraucht war, durchließ ein Jucken den robusten Körper des Herrn. Der Beamte starre auf das glimmende Ende. Und jetzt — jetzt fiel ein kleiner Gegenstand mit hellem, metallischem Aufschlag aus der Zigarette auf die Erde.

Der Beamte bückte sich blitzschnell, hob die winzige, kurze Aluminiumhülle auf, öffnete sie mit dem Taschenmesser und entnahm ihr eine Kiste langen Seidenpapiers, die mit fast mikroskopischen Schriftzeichen besät war.

Das Gesicht des vornehmen Herrn war sehr bleich, als die Soldaten ihn wegführten. Draußen piff der abfahrende Zug. . .

Ueberwunden.

Von Gustav Schröder.

Der Regen klatscht müde und schwer gegen das Fenster. Frau Lore Andresen sitzt stumm im weichen Sessel, hat die feinen, blaffen Hände im Schoße gefaltet, das Haupt leicht zurückgeneigt, und es geht durch ihren Kopf, was sie nicht sagen darf. Gott, es ist ja da eigentlich nicht viel zu sagen. Die Wahrheit liegt fast nie in einem Labyrinth. Nur für den steckt sie hinter tausend Gängen, der nicht den Mut hat, wahr zu sein. Es ist meist viel, viel einfacher, im großen wie im kleinen, im Kriege, der Hunderttausende in den Krater hinabwirft, wie im Kriege, in dem ein Sein so langsam vermorstet. Ist ja auch längst kein Krieg mehr, den Lore Andresen sieht, und das ist das Furchtbare.

Wenn sie neben dem Gatten sitzt, dann weht die schwere Luft, die gemischt ist aus Trauer und — Verachtung. Wie in tausend Häusern, in denen der gute Ton verriet, der Wahrheit letzten Schluß zu ziehen, wie in tausend Häusern, in denen eine Frauenspele noch im Verstummen verlangend die Arme ausbreitet, weil es des Frauenherzens allergrößtes Wunder ist, daß selbst die getreuzigte Liebe nicht sterben kann.

Und so muß es geschehen, daß der Stolz eine Eiskrinde um das Herz schlägt, daß die Tränen in den Augen festgefrieren, und das Auge starr wird und kalt, erschauern läßt, wenn es ansieht, und unter tausend Menschen kaum einer erkennt, daß da lauter festgefrorenes Herzeleid auf den Osterschand wartet. Es ist so leicht gesagt: Prodnut, Stolz. Lore Andresen gilt für stolz, ja für hochmütig. Sie bestreiten, daß sie ein Herz hat, und der Mann ist so gerne froh, ist ein Mensch, der überall Freunde hat, lustig ist und gerne lustig macht. Dazu die Frau! Der arme Mann, man kann es ihm wirklich nicht verdenken, wenn . . .

Arme Lore Andresen, arme, frierende, die den Kampf aufgeben wollte und nicht kann und nun eine einzige, wandelnde Büge ist! Recht auf Leben? Das wollte sie dem Manne nicht lassen? Nur eines, eines, wenn er nur — treu wäre, nur treu!

Nun das Neue. Heute gehört Wohlsein zum guten Tone mehr denn je. Und wenn Herr Friedrich Andresen, der kinderlose, reiche Mann, ein Kriegswaisen in das Haus nehmen will, ja, warum denn nicht? Er kam ein ganzes Waisenhaus aufmachen, er hat es doch. Ist ja auch fürchtbar einfach die Sache. Frau Andrejert geht nach der Schreibstube der städtischen Kriegshilfe, läßt sich da die Namen einer Anzahl Familien aufschreiben, die mehr Kinder als Brot haben und deren Ernährer draußen fiel. Gibt es ja doch solche Fälle genug. Sie brauchte ja schließlich nur zu telefonieren. Es schien ihr aber doch richtiger, selber hinzugehen. Man konnte sich da gleich nach diesem und jenem erkundigen. Lore Andresen hat auch gar nichts gegen ein Kind. Sie weiß genau, wie das kommen wird. Es wird den lustigen Vater, der gibt, gibt mit vollen Händen, lieb gewinnen und wird die starke Mutter stehen.

Aber wozu denn sich darüber aufregen? Das ist ja doch alles längst eingefahrt, was da so lebenshungrig lange, lange Jahre gezuht hat. —

Da waren drei Familien, die man ihr empfahl. Lore Andresen hat nur eine aufgesucht, dann ist sie heimgegangen, müde, müde, mit leeren Händen.

Ein feineres, nettes Stübchen, eine schliefgekleidete, noch junge Frau. Die hellen Haare erhöhen die Wirkung der ersten Trauerfarbe. Um den Tisch vier Kinder sittsam, aber nur eben in verhaltenem Aufstigein, den Schelm in den Augen und nun das große Verwundern darin, als die vornehme Dame eintritt.

Und da war auch nicht viel zu verhandeln. Das Mädchen hätte Frau Lore Andresen gern, das blondlockige, das so gegen drei Jahre alt sein wird. Es ist soweit auch alles abgemacht. Natürlich. Wie sollte die Witwe nicht froh sein, wenn ihr Kind in das reiche Haus kommt? „Wo dann heute abend, wenn ich bitten darf“, sagte Frau Lore. Genau so, wie sie im Geschäft die Auswahlforderung bestell.

Und die junge Mutter hat schon beim Eintritt der Besucherin das angstvolle Wehen in den Augen gehabt: Nehmt mir mein Kind nicht, tut es nicht! Die Klugheit reißt die Schwingen: Dein Kind wird reich, wird reich, hebe ihm nicht im Wege! Die Mutter liebt schreit auf: Es braucht ein Herz! Und des jungen Weibes Augen suchten und forschten in denen Lore Andrejens, wollten sich tief hineinbohren und in die Seele hinein fragen, aber so stark ihre Wärme ist, Lore Andrejens gefrorene Tränen sind für sie. Da wirt sich die Mutter vor ihr Kind. Der Besenmut reckt sich auf, der das Gold unter die Füße tritt, darbt und hungert, um sich nicht an der Liebe zu verständigen. Und sie schreit es Lore Andrejens hinein in das Gesicht: „Nein, nein, es würde erfrieren!“ Und es ist so angstvoll, so traurig und entsetzt, daß die, der es gilt, langsam den Schleier über das Gesicht zieht, weil sie fühlt, wie die Tränen schmelzen wollen, und still hinausgeht unter der furchtbaren Anklage, die doch gar nicht ausgesprochen wurde.

Das alles läßt Frau Lore Andrejens noch einmal an der Seele vorüberziehen.

Was man doch in den einsamen, weichen Dämmerstunden besinnt! Und da löst sich das Haupt vom weichen Leder der Mittelbühne, neigt sich tief, tief, die Hände heben sich zum Kitzel entgegen, es rieselt und rinnt. Ach Gott, so warm, so warm!

Draußen aber geht ein Weib mit zagen Schritten auf das Haus zu. Sie haben das Weib auf den Weg getrieben, die Nachbarrinnen und der Armenwörterer. Nun ist sie da, steht in dem reichen Gemache, neigt demütig das blonde Haupt und sagt leise: „Ich bringe das Lottchen.“

Das Kindchen steht da in seiner großen, jungen Unschuld, hat verwunderte Augenlein, sieht der langsam wieder erstarrenden Frau in das Gesicht, fühlt das große Weinen, kann nicht, wie es die Mutter lehrte, ein Patzschändchen geben, geht zwei, drei Trippelschrittchen, umschlingt Lore Andrejens Knie und schaut auf zu ihr mit einem Sädeln, als rief sie es: „Du fürchtest dich vor mir? Sieh, ich glaube an dich.“

Und Lore Andrejens blidt hinab. Es zwingt sie etwas zu dem Kinde. Die Vermägen lassen so weich in der vertrauenden Hüftlosigkeit. Es waltt und wogt im bereisten Herzen, es blähen Blumen auf aus dem Grase, es taut und ist so süß selig.

„Kindchen,“ sagt Lore Andrejens und streichelt über das Lottchen.

Und ob die Frau schon ein Leidensstief war, das Kind ist stärker.

„Kindchen, Kindchen!“ Lottchens Härlein werden naß, es langt mit ungeübten Händchen empor und trocknet die rinnenden Tränen von Lore Andrejens Augen weg, rasch und mit sanftem Streicheln.

Einen Augenblick hat es gedauert, und brachen doch Jahre darin zusammen, eine Kinderhand streckte sich aus und zertrümmerte ein steinern und eiserne Gebäude.

„Ich kann es nicht nehmen,“ sagte Lore Andrejens traurig zu dem jungen Weibe, das zur Seite stand und mit dem Feingefühl der Mutter empfand, daß da eine arme Frau am Boden lag und die Arme ausbreitete mit lautem Hilferufen, daß die Frau jetzt wahr war und am Vormittage — gelogen hatte.

„Es wird Ihnen zu schwer, das kann ich Ihnen nicht antun,“ wiederholt Lore Andrejens noch eben müde, dann richtet sie sich auf.

Des Kindes Mutter aber lächelt: „So habe ich gedacht, heute vormittag und auf dem Wege hierher, zu dem mich die andern getrieben haben. Ich habe schreien müssen, wenn ich daran dachte, daß ich allein heimgehen würde. Jetzt, — jetzt lache ich.“ Sie lächelt unter Tränen, nimmt das Kindchen hoch, streckt es Lore Andrejens entgegen: „Ich gebe es leicht. Haben Sie es lieb, es ist es gewöhnt.“

„Ja,“ sagt Lore Andrejens, „ja und Sie mit und die andern, die daheim an Ihrem Tische sitzen. Es reicht für alle, das Gut und — das Herz.“

Sie sprechen nicht mehr viel, aber als die Kriegerwitwe aus dem Hause geht, da weiß sie, daß sie eine arme Frau reich gemacht hat, und daß das Kind eine große, große Mission haben wird. Aber es wird stark sein, denn — es liebt, und es wird die Frau stark machen, die auch — liebt.

Vermischtes.

* Der Spargel als Arzneipflanze. Es ist der heutigen Generation nur noch wenig bekannt, daß der Spargel in früheren Zeiten als Heilmittel eine ausgedehnte Verwendung fand. Das war bis etwa zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall. Als Erinnerung daran hat sich nur noch der Name Asparagus officinalis erhalten. Neben diesem wurde auch noch der bittere Spargel in der Arzneiwissenschaft benutzt. Die wirksame Substanz ist das Asparagin. Anwendung fand der Spargel bei Gicht, Steinbrühe und Wasserhuch, und zwar in Form eines Syrops und eines weingeistigen Auszuges. Auf die Nerven sollte der Spargel beruhigend und auf die Herzstätigkeit besänftigend einwirken. Wie so viele ehemaligen gefeierten Arzneimitel ist auch der Spargel als solches aus der lateinischen Küche verschwunden, aber eine un-

so höhere Schätzung findet er als Genussmittel, während sein Nährwert ganz gering ist. Enthält er doch 93 Prozent Wasser und von Eiweiß und verdaulichen Kohlehydraten nur ganz verschwindende Mengen.

* Die deutsche Sprache in Wallonien. In Wallonien gehört auch ein deutsches Sprachgebiet. Nach einer neuen Verordnung des Generalgouverneurs ist dort die deutsche Sprache die ausschließliche Amtssprache der Behörden und Beamten des Staates, der Provinzen und der Gemeinden, sowie ihrer Einrichtungen und Anstalten, einschließlich der Lehranstalten und Lehrpersonen. Die wallonischen Ministerien, staatlichen und provinziellen Behörden außerhalb des Gebiets haben sich im schriftlichen Verkehr mit den Gemeinden, Behörden und Einwohnern des Gebietes der deutschen Sprache zu bedienen, wenn deren Dienstbezirk auch Gemeinden des deutschen Sprachgebiets umfaßt. Diese Vorschriften gelten für den inneren Dienst, den Verkehr der Stellen und Beamten untereinander, ihrem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit der Bevölkerung, ihre öffentlichen Mitteilungen, Bekanntmachungen und Verfügungen und ihren Schriftverkehr nach anderen Teilen Belgiens, Frankreichs und dem Ausland. Die Bestimmungen finden ferner Anwendung auf Straßenbahngesellschaften, öffentlichen Anstalten für Licht und Kraft, die öffentliche Wohltätigkeit und Anstalten, Einrichtungen, Gesellschaften und Personen, die öffentliche Dienste wahrnehmen. Zu dem deutschen Sprachgebiet gehören 34 Gemeinden in den Provinzen Lüttich und Luxemburg.

Büchertisch.

— **Friedr. Boehle als Mensch und Künstler**, von Friedr. Stern. Verlag Klinksch's Druckerei, J. Maubach u. Co., Frankfurt a. M. — In harter, unwidriger Weise enthielt der Mensch und Künstler Boehle, der Sohn Frankfurts, vor unseren Augen. Wie er zu seiner Kunst kam, was er in ihr schuf, wie er sie aufbaute, all das lehrt die kleine Schrift. Wer Boehle als Künstler schätzen lernte, wird sicher mit Interesse auch dieses Werkchen lesen.

— **Soziald.** Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jos. Köfeler's Buchhandlung, Kempen und Münden. Vierteljährlich 4.50 Mark. — Inhalt des Aprilheftes: Idealtypus. Von Elze Dasse. — Julius Badem. Von Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn. — Mari Rablen. Ein Roman aus der Rhön. Von Leo Weismantel. — Die Geschichte einer Konversion. Von Dina. — Briefe an einen Staatsmann, die neueste Literatur betreffend. — Kritik: Französische Romane. Von Hermann Vahr. Tolstois Tagebuch. Von H. B. Oesterliche Stadt. Gedicht von Alfred Günther. — Mundschau: Kriegsbeobachtung. Elisabeth Gnanz-Kühne. Franz Webedind. Wandert und die Gegenwart. Tolstois letztes Glaubensbekenntnis. Gleserup und Poutopriban. Hans Ritzner's „Christelheim“. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilagen.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Eugen Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Heinz Stolz: Der Niederreihn; Ferdinand Gregori: Josef Winklers Meereseingang; Josef Winkler: Zwei Gedichte; H. W. Reim: Ein Roman aus dem Elsaß; Friedrich Rosenthal: Theater und Besatzung; Paul Feldkeller: Literaturpädagogik — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen.

— **Die Weltbühne**, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenchrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 19: Der Puffhandel, von Hermanicus; Gustav Strefemann, von Johannes Fischart; Zu Tolstois Tagebuch, von Gustav Landauer; Girardi, von Anton Kuh; Die Schweltern und der Fremde, von S. J.; Mutter Erde, von Alfred Polgar; Wirtschaftskampf, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Gleichklang.

Ich lernte einen kennen,
So schön wie ein Gedicht.
Doch meine süßen Worte,
Ach, die verstand sie nicht.
Dann wollt' ich eine e en.
Die Gattin sagte: Nein!
Was geht so auf den Markt kommt,
Ist teuer und so klein.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Stammtisch-Scherzes in voriger Nummer:
Lokalverächterstatter (Lokal, V, nächter statt er)